

Der rote Teufel [Schluss]

Autor(en): **Gysin, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Gehörlosen-Zeitung**

Band (Jahr): **23 (1929)**

Heft 20

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-926759>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

zelne Produktionszweige begünstigt. Der Freihandel führt zu einer natürlichen Arbeitsteilung zwischen den einzelnen Ländern. Wenn jedes Land das produziert, wozu es besonders geeignet ist, wird nicht nur dieses Land mit den billigsten Kosten arbeiten, sondern, indem alle Länder das gleiche tun, wird der gesamten Menschheit das Dasein erleichtert. Das bedeutendste Freihandelsland ist England. Die meisten andern Staaten huldigen mehr oder weniger stark dem Schutzollsystem. (Fortsetzung folgt.)

Zur Unterhaltung

Der rote Teufel.

Erzählung von Hans Gysin, mit Holzschnitten
von Hans Wagner, St. Gallen. (Schluß.)

Ein ander Mal „stüpfte“ der Teufel einen Gemeinderat. Der konnte auch nicht glauben, daß man ohne Alkohol leben könne und noch dazu ein Mensch, der fast nur noch vom Schnaps gelebt habe, und der ihm weiß wie oft ein oder zwei Gläschen abgebettelt hatte beim „Brennen“. Gerade „brannte“ der Dorfvorsteher in seinem Waschhaus, als er Paul mit dem Karst auf der Achsel durch die Straße kommen sah, und ein listig Lächeln huschte über sein Gesicht. Er klopfte an die Scheiben. Paul dachte, es werde sich um irgend eine Gemeindefache handeln, und ging harmlos hinein in die Höhle des Versuchers. Der Gemeinderat hatte schon ein Gläschen Chriesiwasser eingeschenkt und bot es Paul an, als ob er überhaupt von der ganzen „Siegfriedgeschichte“ nichts wüßte: „Da, Päuli, nimm Eins, es ist gut.“ Sprachlos stand der Versuchte einen Augenblick da, dann sagte er schon halb im Gehen: „Du Rindskopf willst ein Gemeinderat sein? O Pfui!“ und ging rasch hinaus. Der Gemeinderat war froh, daß sein „Gast“ bald ging; denn manchen Blick wie den, den ihm Paul gegeben, hätte er nicht erleiden mögen. Waschi mußte es aber doch seiner Frau nachher erzählen, was ihm passiert war, aber da kam er schön an; die Gemeinderätin hatte mehr Verstand als er und sagte ihm Sachen, die er nicht gern an die große Glocke hängte.

Nach und nach mußten die Leute nun doch an die Aenderung glauben in Paulis Haus und Leben. Die ersten, die an ihn glaubten, waren natürlich seine Söhne, denen er zwar

immer noch die „Buben“ sagte. Es war ein Wunder vor ihren Augen, und nur eins trieb ihnen manchmal das Wasser in die Augen, sie sagten: „Wenn's nur auch die Mutter erlebt hätte!“ Der Vater sah sie dabei fast vorwurfsvoll an: „Sie hat es freilich erlebt!“

Merkwürdiger Weise war der Pfarrer einer von denen, die zuletzt an eine Umkehr Pauls glaubten. Er hatte eben schon zu viel mit ihm und andern erlebt. Den Schnaps hatte er ihm schon lange abgewöhnen wollen und zwar mit seinem besten „Waadtländer“. Aber er konnte ihn nicht genug tränken, oder voll machen damit. Paul meinte zwar damals: „Diesen könnte man zwar noch beißen!“ trank ihn auch, schüttete dann aber noch etwas „Stärkeres“ nach, weil er sauer sei. Auch ein Versuch mit Himbeersaft fiel nicht glücklicher aus; Paul hatte während seiner Schnapszeit weder Obst noch sonst etwas „Süßes“ erleiden mögen.

Also jetzt erhielt Paul einmal den Besuch vom Herrn Pfarrer, und der erzählte ihm gleich zu Anfang die Geschichte vom unsaubern Geist, der wieder zurückkehren wolle. Paul wurde nicht „taub“, sondern er lächelte nur und sagte, als der Herr zu Ende war: „Es heißt dort, der böse Geist sei wieder zurück gekommen und habe noch sieben andere mitgebracht, und als sie das Haus leer gefunden, seien sie natürlich hinein gegangen. Aber ich habe jetzt einen andern bei mir zu Haus, sonst wäre ich nicht Meister geworden, als alle miteinander hinein wollten; zwei solche Parteien kann man wohl nicht in der gleichen Stube haben, oder was meint der Herr Pfarrer?“ Der Herr Pfarrer war ein älterer Junggeselle und Zärtlichkeit war nicht seine Sache, aber für diese Antwort hätte er doch fast den Pauli umarmt und gar — geküßt.

Das erste Jahr paßten die Leute auf wie die Häftlimacher, ob er entgleise; sie konnten und wollten es nicht glauben, daß man auf dem Lande ohne Alkohol leben und arbeiten könne. Paul redete nicht viel über die Sache, es sei denn, daß ihn jemand fragte über seine Erfahrungen, dann erzählte er mit der Einfachheit eines Kindes. Schwer verständlich war es auch den meisten Leuten, daß er allen alkoholhaltigen Getränken den Abschied gegeben: „Das ist keine Christenfreiheit!“

Aber sie hätten es gerne gesehen, wenn man es ihm auch angesehen hätte, wie das für ihn etwas Schweres war. Aber nichts von alledem

sah man an ihm. Er wurde eigentlich wieder jung, arbeitete auf dem Feld von Früh bis Nacht mit fröhlichem Gesicht, freute sich an den Blumen und Früchten des Feldes wie ein Kind und sah die Erde als den Garten Gottes an. Ja sogar das, was vielen Menschen eher ein Graus war: ein heftiges Gewitter war für ihn Musik, eine gewaltige Offenbarung der Allmacht Gottes, und es war ihm nicht zu viel, einen längeren Weg zu machen auf eine Anhöhe außer dem Dorf, um die „Musik“ recht zu genießen. Ein „Mordsfreude“ machte es



ihm, als er den „roten Teufel“ einem Alt-eisenhändler „verschachern“ konnte, und der gänzlich ruhmlose Abgang des einstigen „Königs“ war ihm ein Genuß. Wenn es nach ihm gegangen wäre, so hätte er allen diesen „Königen“ im Dorf „den Schädel verschlagen“, aber er wußte wohl, daß das nicht anging, daß man einen König nicht „abschaffen“ kann, solange er noch so viele heimliche und offene Anhänger hat, die seinen Thron stützen, und die Bauern sind da sehr „unrepublikanisch“.

Traurige Stunden hatte Paul im Anfang noch, wenn es ihm so recht vor der Seele stand, was er an seinem Bethli gesündigt. Nach und nach kam er auch über dieses Dunkel weg, wußte er doch, daß Gott jetzt alles gut gemacht.

Etwa zwei Jahre nach Pauls Heldentat kamen die ersten „Abstinenzapostel“ ins Dorf. Es kam ihm sonderbar vor, daß diese Leute eine schriftliche Verpflichtung verlangten, und er wollte sich nicht „anschließen“. „Ein Mann, ein Wort!“ pflegte er zu sagen. Als ihm aber die Anhänger dieser „neuen Lehre“ erklärten, wie viel Wert es habe, wenn die Vereinsgenossen eingeschrieben wären und dadurch voneinander wüßten, und wie eine schriftliche Verpflichtung doch auf der ganzen Welt eine größere Bedeutung habe als eine mündliche, ja, daß sie in der Stunde der Versuchung doch manchem Schwachen eine, wenn auch kleine Stütze sei, so unterschrieb er auch. Und merkwürdig: als Paul unterschrieben hatte, so ging es nicht lang, und es unterschrieben noch mehrere, vor allem seine drei Söhne. Nie hatte er sie zu überreden versucht mit Worten. Aber sein gegenwärtiges und auch sein ver-

gangenes Leben „redete so gewaltiglich“, daß sie nicht anders konnten.

Wahrscheinlich hätte Paul diese äußere Untere stützung nicht gebraucht, aber eine große Freude war sie ihm doch. Es ging auch nicht lang, so wagten auch andere Trinker den Sprung. Leider nicht immer mit dem gleichen Erfolg, wie ihre Vorkämpfer.

Was Paul bei seinen Bauern immer wieder hören mußte, besonders auch als Verteidigungsrede für die geliebten Brennhasen, war das Wort: „Man muß doch manchmal Branntwein haben im Stall für eine Kuh oder eine Ziege.“ Da gab Paul gerne zu, daß bei diesen „Abstinenten“ im Stall Schnaps hie und da etwas Gutes ausrichte, aber: „Ist es nicht besser, es gehe eine Kuh oder eine Ziege verloren, wenn dafür ein Mensch gerettet wird?“ Wie oft hatte er früher einer Kuh oder Geiß abgepaßt und hatte das Kirschwasser sich selber eingeschüttet, die Kuh war darum doch nicht umgekommen, aber der Mensch beinahe. Daß das jetzt noch in manchem Stall so ging, wußte er nur zu gut, darüber konnte ihn nicht einmal das nasse Kreuz einer Kuh oder Ziege täuschen, denn diese Masse kam manchmal von ganz anderem Wasser her. Natürlich ging es nicht in jedem Stall so, aber er hielt dafür, daß man um eines Stückleins Vieh willen nicht Leib und Seele eines Menschen aufs Spiel setzen sollte.

Paul durfte noch lange leben. Bald wurde er Großätti und eine fröhliche Enkelschar spielte um ihn. Und mit was für einer Liebe die Kinder an ihm hingen! Ob er ihnen beim Besenbinden im Winter Geschichten erzählte von seinem Großätti und Metti oder vom süßen

Bethli, oder ob er ihnen von der furchtbaren Macht des Tyrannen erzählte, die ihn viele Jahre bedrückt, immer hingen ihre Augen an seinen Lippen.

Mit Ausnahme eines oft schmerzenden offenen Beines hatte sich Paul nie zu beklagen über den Stand seiner Gesundheit, obwohl er sich nicht schonte, besonders in den Jahren, wo er seinem Sohne zu Hilfe eilte, der auch früh seine Frau verloren und ein Herdlein Kinder hatte.

Um seinen „Abend“ war es still und licht. Gern ging er an der gewaltigen Pfarrlinde, die schon in seine Jugendstürme gerauscht hatte, vorbei auf den nahen Kirchhof, um sein zukünftiges Bett anzusehen in der Nähe von seinem Bethli; denn müde war er doch geworden mit seinen 84 Jahren. Und der Schnitter, der nicht goldenes Korn mäht, sondern reife oder reif sein sollende Menschen, er kam.

Viele folgten dem Sarge, der gar nicht so traurig aussah, wie derjenige vom Großvater des Verstorbenen; denn er war mit Blumen überdeckt und ein großer Kranz war dabei von solchen in der Gemeinde, denen er den Weg zu einem enthalttsamen Leben gezeigt und vorgelebt hatte.

Aus der Welt der Gehörlosen

Basel. Mit den Gehörlosen Basels in den Elsgau. Wer eines Sonntagmorgens auf der Heuwage weilte, der mochte wohl mit etwelchem Staunen das stille Völklein betrachten, das sich dort versammelte. Obwohl kein Stimmengewirr zu vernehmen war, und kein lärmendes Zurufen und Tauchen, so zeigten doch der freudige Ausdruck der strahlenden Gesichter und die kinderfrohen Augen der Teilnehmer, daß die 90 Gehörlosen des Taubstummenbundes und des Taubstummen-Frauenbundes unter der trefflichen Führung von Herrn Walter Wiescher und Frä. Susanna Imhoff etwas ganz Besonderes im Sinn hatten. Und richtig: Drei mächtige Autobusse der Gesellschaft Basel-Reigoldswil rückten an und nun ging's in flotter, sicherer Fahrt das Birsigtal hinauf über Mariastein dem Blauen zu, allwo die Teilnehmer beim sogenannten Beobachtungsposten den ersten Weitblick taten ins schöne Elsaß. In geruh-samem Tempo wurde der Berg überstiegen und von Nöschenz aus die internationale Straße

benützt, die bald durch Solothurner-, bald durch Bernbiet und durchs Elsaß in den Elsgau führt. „Trinkt, ihr Augen, was die Wimper hält, von dem goldnen Ueberfluß der Welt“. Wohl noch selten ist die Mahnung des Dichters so getreu erfüllt worden als gerade auf dieser Fahrt und bei diesen Reisenden; denn wer des Ohres beraubt ist, der hält doppelt die Augen offen, besonders, wenn die herbstkräftig gefärbte Landschaft sich so im goldenen Glanze offenbart. Und daß die schöne Welt auch die Herzen der Gehörlosen erhebt und ihr Gemüt dankbar stimmt, das äußerte sich in dem Wunsch nach einer Feldpredigt, die beim einsamen Waldhaus St. Peter im Elsaß abgehalten wurde über das Psalmwort: „Sehet und schmecket, wie freundlich der Herr ist“. Die Fahrt durch den anmutigen Elsgau, der uns wie ein Stück Dänemark erschien, mit seinen Feldean und Weiden, das für den Flugtag festlich geschmückte Bruntrut mit seinen mittelalterlichen Toren und Türmen, und die aussichtsreiche Fahrt hinauf zum Soldatendenkmal ließen die Augen neuerdings aufleuchten und ein freudiger Stolz auf das gut beschützte Heimatland ging vom Denkmal über auf die frohe Wanderschar. Beim Kaffee in Delsberg gab Herr Walter Wiescher seiner Freude Ausdruck über die gelungene Reise, die aus Anlaß des 70. Geburtstages von der bekannten Freundin der Taubstummen, Frau J. von Speyr-Bölger, ermöglicht worden war. Die sprichwörtliche Wohltätigkeit Basels hat bei diesem Anlaß sich wiederum augenscheinlich bekundet, und wir dürfen froh bekennen, daß der Same der guten Tat hier auf fruchtbares Erdreich gefallen ist. Der verehrten Gönnerin sei auch an dieser Stelle der herzlichste Dank ausgesprochen.

Bern. Am 21. September kam endlich unser langersehnter Reisetag zustande. Laut vorheriger Verabredung konnten zwei meiner Freunde und ich zu einer Oberländer Reise über Thun und durch herrliche Gegenden des Simmentals nach Zweisimmen antreten, von dort mit der Montreux-Oberland-Bahn durch einen Kehrtunnel in vielen Kurven in die Höhe von etwa 600 Meter auf Saanenmöser. Hoch oben genossen wir eine unvergleichlich prächtige Rundschau auf die umliegenden hohen Berge und Landschaften. Von da fuhr man abwärts, ebenfalls in vielen Kurven, nach Saanen. Dort trafen wir einige ansässige Schicksalsgenossen. Nach einem schönen Spaziergang begaben wir uns zum wahrhaftigen Nachessen in einer Kaffee-